**Zeitschrift:** Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
**Herausgeber:** Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
**Band:** 45 (1951)
**Heft:** 7-8

**Artikel:** Gerechtigkeit
**Autor:** Susman, Margarete
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-139517

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 09.12.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

# Gerechtigkeit

Wir haben die Verheißung an das biblische Volk: «Du sollst durch Gerechtigkeit bereitet werden, du sollst ferne sein von Gewalt und Unrecht» vernommen und an ihr unter den Bergen von Gewalt und Unrecht, die in unserer Zeit auf dies Volk gehäuft wurden, als einer ewigen festgehalten. Wir haben die Forderung an die Menschheit: «Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit!» vernommen und durch die Vergewaltigung aller Gerechtigkeit in zwei blutigen Weltkriegen als ewige hindurchgerettet. Wir erkennen in der Gerechtigkeit Gottes den ewigen menschlichen Trost. Aber wir haben ihn nur dann recht vernommen, wenn wir auch die ganze Härte der Verheißung und der Forderung erkennen, wenn wir die ganze Tiefe des Abgrunds sehen, der die göttliche Gerechtigkeit von aller menschlichen trennt. Von der Tiefe dieses Abgrunds zeugt die ganze Heilige Schrift; von ihr zeugt die ganze Menschheitsgeschichte; sie ist auch der Gegenstand der großen Kunst und Dichtung aller Zeiten.

Es sei hier der Versuch gewagt, dies an zwei großen späten Dichtern zu zeigen, die beide, der eine um die Mitte des vergangenen, der andere am Anfang unseres Jahrhunderts, die Frage nach der Gerechtigkeit Gottes in einer veränderten menschlichen Welt mit brennendem Herzen gestellt haben. Dem Geiste des ersten, Adalbert Stifter, hat in seiner knappen Erzählung «Abdias» die ewige Weltgerechtigkeit, die ihm zugleich die blind waltende Naturgesetzlichkeit, das über den Menschen hinweggehende Schicksal und die unergründliche Gerechtigkeit Gottes ist, in ihrer stillen Gelassenheit nach langem, dunklem Grübeln sich entschleiert als «eine heitere Blumenkette, die durch die Unendlichkeit des Alls hängt und ihren Schimmer in die Herzen sendet»; und er hat zur Darstellung dieses lichten Mysteriums das finsterste, erbarmungsloseste Menschenschicksal gewählt.

Nicht zufällig ist es das Schicksal eines Juden. «Wer vielleicht von ihm gehört hat . . ., sende ihm kein bitteres Gefühl nach – weder Fluch noch Segen, er hat beides in seinem Leben reichlich geerntet.» Mit diesen Worten leitet Stifter seine Erzählung von dem Juden Abdias ein. Ähnlich hat Goethe von dem Volk, dem man nichts Böses, aber auch nichts Gutes nachsagen dürfe, gesprochen. Was steckt hinter diesen beiden nahverwandten Worten? Sind sie der Ausdruck der ungeheuren Paradoxie, die am klarsten das Johannesevangelium spiegelt, in dem unüberhörbar das Wort steht: «Das Heil kommt von den Juden» und in dem das den Juden von Gott für die Menschheit gegebene Gesetz zum Geschwätz erniedrigt wird vor dem Fleisch gewordenen Wort? Dem Wort, das im Fleisch dieses Volkes erschienen ist und nur im Fleisch dieses in Geist und Leib bereiteten Volkes erscheinen konnte, – dem Wort, das von Menschen dieses Volkes flammend weiter in die Völkerwelt getragen wurde und dem dasselbe Volk nicht minder flammend

um des Einen, nie Erschienenen willen sich versagt und damit das Martyrium eines düsteren Erdenschicksals auf sich genommen hat? Ist es dies menschlich nie Begreifbare, Unberührbare, Untragbare in dem Geheimnis dieses Volkes, das durch sein Doppelschicksal aus allen Völkern herausgehoben, in ihnen allen das ewig andere ist, das nicht nach dem Gesetz der irdischen Zeit im irdischen Raum wurzelt, aufblüht und vergeht, sondern unter einem andern unirdischen Daseinsgesetz steht, in dessen Auswirkung im Irdischen sich Heiligkeit und Fluch, Schmach und Verklärung unentwirrbar mischen? Nur das Eine scheint allem tieferen Wissen sicher: Weder Fluch noch Segen, weder Gutes noch Böses aus Menschenmund können dem Schicksal dieses Volkes gerecht werden.

Mit dem Problem und Mysterium des Judentums haben sich die großen Künstler und Dichter des Abendlandes immer erneut auseinandergesetzt; sie alle haben in verschiedenen Zeiten und verschiedenen Kunstformen das jüdische Schicksal als ein Äußerstes, als einen Grenzfall des Menschenlebens erfaßt. Auch Stifter, der uns zeitlich Nächste unter ihnen, der sich selbst als einen bescheideneren Genius, einen Nachfahren der Größten begriff und der doch gerade in dieser Erzählung einen Gipfelpunkt aller Kunst erreicht hat, hat in ihr am Schicksal eines Juden ein Äußerstes, ja, wie es schon seine Einleitung zeigt, *das* Äußerste des Menschendaseins als große Ahnung sichtbar gemacht. Er hat es in einer sehr still, sehr nüchtern und irdisch gewordenen Epoche getan, die sich im Schicksal des Abdias zugleich spiegelt und es gewaltig aus ihr heraushebt. So hat dieser Dichter seinen Helden weder wie Shakespeare zu der durch die furchtbarste Unterdrückung geschaffenen finsteren Gegenkraft einer Welt des Glanzes, der Schönheit, des Lebensgenusses zusammengeballt, noch das Bild des Juden wie Rembrandt im feuchten Dunkel seiner Heimatstadt von einer einzigen Lichtquelle erleuchtet, umgeben von himmlischen Boten und Erscheinungen, in ständigem Vernehmen des Übersinnlichen und zugleich aus den Tiefen irdischer Erfahrung lebend dargestellt.

Beide großen, aus Bibel und Geschichte gewonnenen Erschließungen wirken aus weiter Ferne im Bilde dieses späten jüdischen Menschen nach; aber das eigentliche Problem seines Schicksals erhebt sich gerade darauf, daß keine von beiden, daß überhaupt nichts Einzelnes und Benennbares des jüdischen Daseins in ihm mehr Gestalt gewinnt. Stifter erzählt das Schicksal eines zu seiner eigenen Zeit lebenden Juden, das sich räumlich in weiter Ferne von ihm begibt. Die mit der schweigsamen Überklarheit, der Strenge und visionären Schönheit von Stifters Pinsel gezeichnete Wüstenlandschaft, die die Heimat des Abdias wie die Urheimat seines Volkes ist, erscheint selbst als das Symbol des Äußersten, in das dieser gewaltige späte Mensch gestellt ist, als ein Symbol der Grenze des Lebenkönnens, an der der jüdische Mensch überhaupt, vollends aber in der modernen Welt steht.

Der Jude Abdias, im Anfang als ein gebeugter neunzigjähriger

Greis eingeführt, der längst die Beziehung zur Welt und zu seinem eigenen Leben verloren hat, war «in seiner Jugend so schön wie einer der himmlischen Botenengel, die einstens so oft in seinem Volk erschienen». Einstens – denn diese Zeit ist längst vorüber. Die gotterhellte Wirklichkeit, das sichtbare Eingreifen höherer Mächte, die leuchtenden Erscheinungen und Offenbarungen seines Volkes sind Abdias unbekannt geblieben. Von der Schönheit des Anfangs seines Volkes ist er so weit entfernt, wie er es später von der strahlenden Schönheit seines Antlitzes ist, die auf der Höhe seines Lebens eine furchtbare Pockenkrankheit für immer zerstört hat. Nirgends wird in dieser Erzählung der Name Gott genannt, kein Lichtschimmer aus einer anderen Welt fällt in dies dunkle Leben herein. Nur in seltenen Augenblicken dämmert es in ihm wie eine dumpfe Sehnsucht nach der Wahrheit und Weisheit der alten Propheten und Führer seines Volkes auf. Abdias sollte eigentlich nach dem Willen seines Vaters in dieser Wahrheit erzogen werden. Aber es wurde nichts daraus, «weil es in Vergessenheit geraten war». Vergessenheit dessen, was dieses Volk «das ausschließendste der Welt» eigentlich ist, wozu es von Anfang her bestimmt ist, liegt wie der leere, weite Wüstenhimmel, unter dem der Knabe viele Stunden in einem leeren Sinnen und Fragen träumt, über seinem Schicksal. Aber in dem reichen, verschlagenen, mächtigen Händler, zu dem Abdias von seinem Vater, um sich im Leben zu bewähren, plötzlich aus dem verschwenderischen Reichtum, der Verwöhnung und Verweichlichung seiner Kindheit, in vollkommene Armut und Schutzlosigkeit ausgesetzt, im erbitterten Kampf mit einem feindlichen Leben erwächst, in dem glänzenden, prunkliebenden Kaufmann, der mit seinen Karawanen durch den ganzen Orient zieht, in der unerhörten Kraft und Ausdauer, mit der er alles Unternommene vollendet, in der Größe und Sicherheit seiner Lebensbeherrschung, der Macht, mit der er ohne seinen Willen andere Menschen an sich fesselt, und selbst in dem Rausch und Glanz kriegerischer Tapferkeit und Macht, in all diesem, womit er «die schimmernde Straße des Reichtums immer näher gegen die Wüste zieht» – in diesem Übermaß an starkem, zähem und wildem Leben und später weit mehr noch in der glühenden Ausschließlichkeit seiner Liebeskraft sehen wir doch – nur gleichsam als rohes, ungeschmiedetes Material – die ganze Übergewalt des Stammes aufleuchten, der einst die Propheten und Heilsbringer der Menschheit hervorgebracht hat.

Alle einander widerstreitenden, aus Ursprung und Geschichte stammenden Züge seines Volkes sind in diesem späten Menschen vereint, dessen Leben, durchwachsen von dem Riesenbaum einer jahrtausendealten Vergangenheit, selbst ein seine ganze Umgebung überragender, riesenhafter Baum, losgelöst von seinem göttlichen Wurzelgrund, in all seinen verlassenen menschlichen Tugenden und Lastern vor uns steht. Es ist, als wäre die Frage Stifters, die unausgesprochen dieser

Dichtung zugrunde liegt: Was kann und muß aus einem großen Menschen dieses Stammes werden, wenn seine übermächtige, ihrem Wesen nach prophetische, das heißt auf das Heil gerichtete Kraft ihr Ziel nicht findet und auf rein irdische Wege gerät? Der Stern der Verheißung war einen Augenblick über der verborgenen Höhle der alten verschütteten Wüstenstadt aufgeleuchtet, als der Knabe Abdias in ihr geboren wurde. Aber weil niemand sein Licht erblickt und den Knaben seiner Bestimmung zugeführt hat, darum müssen sich alle ihm gewordenen Gaben und Kräfte gegen ihn selbst und alles Seine kehren: er muß aus dem schuldlosen Knaben zum harten, bösen Händler werden, er muß durch seinen Reichtum, seinen Glanz und Stolz seine eigene, vor den feindlichen Menschen verborgene Heimat verraten und all seiner Schätze beraubt werden; sein Liebstes muß sich unter seinen sanften, sorgenden Händen verbluten; er muß den treuesten Freund, seinen Hund, als dieser ihm eine große Hülfe leistet, mit eigener Hand erschießen; er muß mit der Häßlichkeit geschlagen werden, durch die er die Liebe seiner Frau verliert, und in demselben Augenblick, wo ihr Auge plötzlich seine entstellte äußere Hülle durchdringt und zwischen den beiden, die einander nur um ihrer äußeren Schönheit willen geliebt hatten, plötzlich wie ein Blitz des Heils sanft und mächtig die echte Liebe aufflammt, muß die, die seine Seele erblickt, sterben. Dem Kinde, das sie ihm sterbend schenkt, das ihm das Wunder der Schöpfung erschließt und von nun an seinem glühenden Herzen allein alles Leben vertritt, muß selber die Schöpfung durch seine Blindheit verschlossen sein, und es muß dadurch in all seiner Unschuld ihn in neue Schuld und Verfehlung stürzen. Und als das Wunder eines Blitzes ihm dennoch jäh die Augen öffnet und es sich unter den wachsamen Augen, den ständig bemühten Händen dem auf jede seiner Regungen lauschenden Geist des Vaters zu reinster Schönheit des Leibes und Geistes entfaltet, da muß dieselbe Kraft, die ihm das Augenlicht gab, es zerschmettern. Die Schöpfung selbst steht wider ihn auf: Weil der Stern, der über seinem Hause erschienen war, ungesehen verblich, darum mußte alles so kommen, wie es kam.

Aber eben weil es so kommen *mußte*, darum leuchtet durch die Kette unsinniger und unseliger Begebenheiten, die dies Leben bilden, dennoch etwas wie ein verborgenes Licht hindurch. Das Seltsamste und Geheimnisvollste in dieser Erzählung ist, daß das ganze Leben dieses heillosen, schmerz- und schuldbeladenen Menschen dennoch immer am Heil entlangläuft, daß es überall und immer auf das unbekannte Heil ausgerichtet ist. Das Fehlen aller religiösen Gehalte macht diesen Zusammenhang nur undurchsichtiger und verworrener, aber auch furchtbarer und vernichtender. Die Wirrnis äußert sich für ihn selbst als bloße Zerstörung; aber ihm selbst unsichtbar, nur in den seltensten Augenblicken jäh hindurchbrechend, wird das ganze rasende, gesetzlose Drauflosleben dieses Menschen von Gesetz und Ordnung aufgenom-

men. Unterhalb des sichtbaren Zusammenhanges seines Schicksals läuft ein tieferer unsichtbarer Zusammenhang des Heils. Die Häßlichkeit selbst, die sein strahlendes Antlitz entstellt und ihn aus dem Kreis der Liebe entrückt, schenkt ihm die reinste Offenbarung der Liebe. Die ihn ganz aus jeder Verbindung mit den Menschen lösende ausschließliche Liebe zu seinem Kinde läßt den Plan flammender Rache an dem verhaßten Feind langsam in seinem Herzen ersterben. Und noch die treue Kreatur, die er erschossen hat, leckt ihm sterbend mit dankbarem Blick die Hände. Alles in diesem scheinbar gesetzlosen Leben ist schicksalhaft und gesetzhaft verbunden, die gewaltigsten Leidenschaften und zartesten Empfindungen verschlingen sich mit den schweren Schicksalsschlägen zu einer Kette, deren Glieder gesetzhaft ineinander hängen, so daß aus ihr wirklich die Ahnung einer Weltgerechtigkeit aufdämmert, in der nichts verloren geht, alles einander wechselseitig trägt und hält und gerade auf die düstersten Augenblicke geheimnisvoll und versöhnend der Schimmer eines Blattes aus jener heiteren Blumenkette fällt.

Abdias endet im Wahnsinn in dem Augenblick, als ihm mit dem Tod des übermächtig, des einzig geliebten Wesens die Welt zusammenbricht. Und auch dieser Wahnsinn noch ist eine Offenbarung des Sinnes. Abdias ist der Mensch, dem bei aller machtvollen Lebensbeherrschung nicht zu leben geworden ist, weil seine Seele nur das Eine kennt und er dies Eine, das sich ihm nie als Unsichtbares offenbart hat, nur unter der Vielheit sterblicher Geschöpfe finden kann. Daß er die Vergänglichkeit der teuersten Menschen nicht in den von der Natur zugemessenen Maßen, sondern an seiner Frau auf der Höhe von beider Leben, an seinem Kinde in dessen frühester Jugendblüte erfährt, das verstärkt die Klarheit des göttlichen Zeichens. Ein Äußerstes, ein Letztes faßt ihn in Sinn und Wahnsinn als Wahrheit seines Lebens an.

Enthüllt sich diese Wahrheit in der Erzählung Stifters an einem Einzelnen, an einer großen, prophetischen, ihr Ziel verfehlenden Natur, so zeigt sie sich nicht weniger deutlich am Schicksal des Volkes als Ganzem. Abdias ist das Bild der großen, ins Irdische verirrten Volksgestalt, die ihre Wahrheit allein an Gott und an Gottes Gesetz hat. Mit der ganzen abendländischen Menschheit hingerissen in ein Leben, in dem Liebe, Haß und Schuld blind und gesetzlos schweifen, hat sie ihres göttlichen, botenumstrahlten Ursprungs vergessen. Aber eben damit steht wie von je, wie in der Bibel und in der ganzen Menschheitsgeschichte auch heute das Volk mit seiner tieferen, düstereren Lebens- und Leidenserfahrung stellvertretend für die Menschheit.

Auch das Schicksal der heutigen, tief ins Irdische verirrten Menschheit ist unlebbar geworden: alle ihre riesenhaften Träume, Entdeckungen und Erfindungen haben sich gegen sie selbst gekehrt und ihre menschlichen Ziele beschädigt und zerstört. Von dieser Heils-

verlassenheit, dieser Unlebbarkeit unseres heutigen Lebens hat ein Dichter unseres eigenen Jahrhunderts, Franz Kafka, bestürzendes Zeugnis abgelegt. Aus derselben strengen Wahrheit jüdischen Schicksals, die Stifter mit unendlich zartem, liebendem Wissen gestaltet hat, hat nun ein großer jüdischer Dichter das Schicksal der heutigen Menschheit erblickt.

Die Dichtung Kafkas scheint anfangs schwer verständlich; sie ist es nicht mehr und nicht anders als in der Tiefe gesehen die Stifters, an die sie schon durch die das Letzte immer verschweigende Verhaltenheit, die Überklarheit und Präzision der Sprache, nicht weniger aber durch die Tiefe des Blicks in das Leben, über das Leben hinaus und unter das Leben hinab gemahnt. Diese Dichtung ist schwer verständlich nur so lange, als ihr Ausgangspunkt von der absoluten Wahrheit nicht gesehen ist, als nicht erkannt ist, daß in ihr über der verstörten heutigen Welt ein großer religiöser Blick aufgegangen ist. Was aber Stifter noch mit Silberstift in den leeren Himmel gezeichnet hat, das hat dieser spätere Dichter mit dem harten schwarzen Griffel unseres heutigen Lebens in dieselbe Leere geschrieben.

Nicht mehr nur von einem einzelnen Menschen und auch nicht von einem einzelnen Volke, von den Menschen überhaupt darf man nun nichts Böses, aber auch nichts Gutes mehr sagen. Man kann es gar nicht, weil es kein klares Wissen um Gut und Böse mehr gibt, weil der weisende Stern über der Heimat der Menschheit wie über der alten verschütteten Wüstenstadt des Abdias erloschen ist, weil heute in einem Wirbel gott- und menschenfremder Stimmen alles, was einst die Menschheit zu sich selbst aufrief, in Vergessenheit geraten ist. Eine große Stummheit liegt über diesem ganzen lärmenden Geschlecht. Das Wort hat in ihm seine offenbarende und bindende Kraft verloren. Nichts ist darum in seiner eigentlichen Wahrheit auszusagen, nichts mehr in seiner Wahrheit zu erkennen. Niemand empfängt mehr von irgendwoher klare Weisung; niemand weiß, woher er kommt, noch wohin er gesandt ist. Nur das Eine weiß er: er ist gesandt. Denn – das ist das überaus Unheimliche –: überall regeln in dieser verworrenen Welt unverstandene, unverständliche Gesetze unser Leben, deren Übertretung uns die furchtbarsten Strafen bringt. Aber wir können sie gar nicht befolgen; denn wir verstehen sie nicht nur nicht, wir vermögen nicht einmal, sie zu vernehmen, so vollkommen haben wir in der Nacht und Undeutlichkeit unseres Lebens den Weg zu ihnen verloren. Wege im eigentlichen Sinn, Wege, die zu einem bestimmten Ziel führen, gibt es nicht mehr. Ein labyrinthischer Wahnsinn scheint alle Wege umeinander gedreht und ineinander verwirrt zu haben. Das Ziel ruft, aber wir wissen nicht wohin. Sinn ist da, aber nicht für uns. Und doch gibt es ja Sinn: Beziehung des Ewigen auf ein Zeitliches, nur für uns. Aber eben diese Beziehung ist hoffnungslos verstört. Wir verstehen nichts von den Ordnungen, in denen wir leben, den Gesetzen, die uns richten, den Bedingungen,

die uns angewiesen sind. Unser Leben läuft wie das des Abdias nach einer vollkommen unverstandenen, unverständlichen Notwendigkeit ab. Aber die Verstörung geht noch weiter: wo keine gemeinsamen Gesetze mehr wirken, da gibt es auch keinen gemeinsamen Raum und keine gemeinsame Zeit mehr. Jeder trägt seine eigene Zeit mit sich, ist in seinen eigenen Raum eingeschlossen. Der Verlust der Gemeinsamkeit von Zeit und Raum zeigt sich darin, daß dieselbe Zusammenziehung und fast schon Vernichtung der Zeit, die einen Menschen in einer Nacht einen entfernten Erdteil erreichen läßt, einen alten Mann in einem entlegenen Dorfe am Ende seines Lebens, nicht begreifen läßt, daß ein Mensch in einem einzigen Leben auch nur den Versuch unternehmen kann, das nächste Dorf zu erreichen. So stürzt alles in ein ungeheures Wirrsal. Mit dem Verlust der gemeinsamen Lebensbedingungen sind alle Brücken zwischen den Menschen abgebrochen. Die Einsamkeit ist absolut. Der Nächste ist uns unvertraut: wie ein Albdruck überdeutlich und rasch zerfließend; er versteht unser Wort nicht und wir das seine nicht, weil wir nicht mehr in einer gemeinsamen Wahrheit verbunden sind. Endlose, fruchtlose Auseinandersetzungen zwischen den Menschen treten so an die Stelle unmittelbaren Verstehens. Wir möchten helfen, dem Nächsten helfen; aber wir erreichen ihn nicht; die suchende, tastende Hand gleitet an der Unzugänglichkeit eines uns fremden und unfaßbaren Lebens ab. Wie Kafkas unheimlicher «Landarzt» in einer finsteren Nacht plötzlich gerufen, um eine gräßliche Wunde zu untersuchen – wir ahnen, daß es die Menschheitswunde ist –, die er beim ersten Blick als unheilbar erkennt, jagen wir mit irdischem Wagen, unirdischen Pferden, von einem unerreichbaren Ziel verzweiflungsvoll gerufen, sinnberaubt, verloren durch die schwarze, stürmische Nacht.

Und doch liegt mitten in diesem Irrsal, in diesem verworrenen Traum vom Leben klar erkennbar das Schloß, das Symbol des Übersinnlichen. Alle Wege des rings um es her gelagerten Dorfes (das unsere Welt ist) führen zu ihm empor, und doch hat auf ihnen niemals ein Mensch das Schloß erreicht. Die Entfernung scheint keineswegs unüberwindlich; das Schloß ist aus der Traumsphäre unseres Lebens herausgehoben, es ist unendlich wirklicher als alles, was uns umgibt; es ist uns ebenso nah, wie es uns fern ist; es ist mitten unter uns. Aber eben darum sind auch die Wege so schwer zu finden, weil wir sie nicht übersehen können, und wir werden immer wieder aufgehalten von den Abgesandten des Schlosses, die nicht kommen, uns einfach zu leiten, sondern uns durch unendliche Fragen, Untersuchungen, Hinweise und Verweise den Weg verstellen. Auch die himmlischen Boten, die einst so oft in dem Volk des Abdias erschienen, kehren so in dieser späten Dichtung wieder. Aber auch sie sind in einer veränderten Welt verändert, sie sind fremd und unkenntlich geworden, sie verbergen sich in den niedrigsten menschlichen Hüllen. Nur in seltensten Augenblicken blitzt in ihnen geheimnisvoll Schönheit auf, um sofort wieder zu erlöschen und

den ahnungsvoll aufgeschreckten Menschen im Dunkel allein zu lassen. Dies aber ist allein der Augenblick, an dem alles für den Menschen hängt. So ist das Heil nicht der Schimmer eines Blütenblattes, der in den düstersten Augenblick des Menschenlebens fällt; es ist Frage, es ist Prüfung, es ist der eine einzige Augenblick, der dem Menschen für seine Rettung gegeben ist.

Wer erkennte in alldem unsere verirrte, dunkel suchende Welt nicht wieder? Aber das Schloß ist da, wenn auch unerreichbar, die Boten kommen, wenn auch unkenntlich, das Gesetz wirkt, wenn auch unverstanden. Das Reich ist in all seiner unendlichen Ferne in jedem Augenblick genaht. Die Gerechtigkeit Gottes ist nicht die heitere Blumenkette, die in stiller Gelassenheit durch die Unendlichkeit des Alls hängt; sie ist dem Menschen nicht weniger fern und entrückt; aber sie ist ganz und allein auf den Menschen bezogen: sie ist *Gericht*. – Damit ist aber auch der Mensch anders auf die Gerechtigkeit bezogen. In einem letzten Brief an einen Freund schrieb Franz Kafka: «Freude kann ich an Arbeiten wie ‚Landarzt' noch haben, Glück aber nur, wenn ich die Welt ins Reine, Wahre, Unveränderliche heben kann.» In ihm selbst also lebte der große messianische Traum, die verirrte und verlassene Menschheit in die verlorene Wahrheit wieder emporzuheben. Ohne diesen großen Traum auf dem Grunde seines Lebens wäre dies Bild einer verirrten, vom Ewigen abgeirrten Menschheit nicht entstanden. Daß er aber die Erfüllung dieses Unerreichbaren, der sein ganzes Leben zustrebte, in seiner Dichtung nicht erreicht hat, das war sicher der Grund, aus dem er vor seinem frühen Tod bestimmte, daß sein ganzes Werk vernichtet werden solle. Seine Freunde haben diesen Wunsch nicht erfüllt – zweifellos nicht nur, weil sie in seiner, allein ihm selbst vor dem Anspruch des Absoluten nicht genügenden Dichtung zu deutlich die hohe Vollendung erkannten, sondern mehr und verantwortungsvoller noch, weil sie in ihr zu mächtig das Weltgewissen schlagen fühlten.

Aber dieser letzte Wille des Dichters war mehr als ein bloßes Zurücktreten von seinem Werk; er war mehr als Bescheidenheit und künstlerischer Verzicht; er war der Ausdruck des tiefsten Bekenntnisses des Todesnahen: des Bekenntnisses zur *Demut*. Demut als Verstummen vor dem Unbegreiflichen, Hingabe an die unverständliche Gerechtigkeit Gottes, jene schrankenlose Hingabe, die so nah wie nichts anderes der Liebe ist. Demut, die in ihrer heiligsten Tiefe die Gewißheit des achtundneunzigsten Psalms ist, in dem die Seele sich ihrem eigenen Gericht als der Gerechtigkeit Gottes jauchzend entgegenwirft. Durch sie erfüllt sich das stillste und heiligste Mysterium, das selbst das Wunder des Reiches ist: daß die Gerechtigkeit, indem sie sich über den Menschen hinweg vollzieht, aufblüht zur heiteren, allversöhnenden Liebe.

*Margarete Susman.*